Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 31. Bromberg, den 3. März 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von **Hans Schulze**.

(14. Fortsetzung.)

Mit Walter Ralff im Bunde war Klaus in ihr stilles Reich gedrungen, um sie als Verbrecherin zu entlarven und dann den Gerichten auszuliefern.

Derselbe Mann, der ihr stummes Werben so kühl-überlegen übersehen hatte, um zu jener anderen zu gehen, der heimlichen Herrin von Neudietersdorf, die ihn nach allem, was ihr schon zugefallen, nun auch noch den Mann ihrer Liebe raubte.

Die ganze Herzensnot des in seinen tiefsten Empfindungen gedemütigten Weibes quoll plötzlich jäh in Sibylle empor, daß sich der Spiegel ihrer Augen feuchtete und sich große Tränen zwischen ihren schmalen Fingern hindurchstahlen.

Unwillkürlich gingen ihre Blicke zu der prachtvollen Bronzegruppe der Molinschen Gürtelkämpfer hinüber, die ihr der Gatte vor Jahren von einer Reise aus Stockholm mitgebracht hatte.

„Gürtelverbunden, Brust an Brust", so hatte er ihr einst das berühmte Bildwerk erklärt, „ringt auch der Mensch mit seinem Schicksal. In engster Umarmung mit seinem Todfeind sinkt er zur Erde. Und doch ist dieser Todfeind nur sein anderes Ich."

Ein Schnitt mit dem Messer durch den Ledergurt und er und er steht frei!" —

Und die Hand, die diesen Schnitt zu führen hatte, sie war die des Todes.

Ein Frostschauer überrann die Sinnende plötzlich: wohin verirrten sich ihre Gedanken?

Noch lebte sie ja, noch wollte sie weiterleben, das große, glänzende Leben, das sie verteidigen würde rücksichtslos, erbarmungslos gegen alles, was sich ihr auf diesem Wege entgegenstemmte.

Wie in einem reißenden Quellstrom brach auf einmal ihre ganze heiße Lebensenergie wieder in ihr auf.

Um drei Uhr ging von Liegnitz ein D-Zug nach Berlin, den sie mit ihrem windschnellen Adlerwagen noch leicht erreichen konnte.

Ihr alter Rechtsbeistand in der Reichshauptstadt sollte ihr den Weg weisen, wie sie aus diesem ganz unerträglichen Wirrsal noch einmal eine Tür ins Freie fand. —

Das Büro des Justizrats Dr. Hölzel lag an der Ecke der Tauentzienstraße und des Wittenbergplatzes gerade gegenüber dem Kaufhaus des Westens.

Der vielgesuchte Anwalt galt allgemein als einer der gewiegtesten Kenner des Zivilrechts weit über den Bereich des Kammergerichts hinaus, der selbst noch in den verzweifeltsten Fällen für seine Klienten Rat und Hilfe wußte und sich besonders als Spezialist in Ehescheidungssachen einen bedeutenden Namen gemacht hatte.

Auch Sibylle war der bewegliche kleine Herr mit der spiegelnden Glatze über dem charakteristischen Raubvogelgesicht, der seit langen Jahren die Geschäfte ihres Gatten geführt und häufig an den Jagden in Neudietersdorf teilgenommen hatte, wohlbekannt.

Sie schätzte seine durchdringende, mit beißendem Witz gepaarte Menschenkenntnis sehr hoch ein; gar manchen Abend hatte sie an dem großen Neudietersdorfer Dielenkamin mit dem welterfahrenen alten Junggesellen verplaudert, der trotz seiner fünfundsechzig Jahre noch als ein Verehrer weiblicher Schönheit und in allen Spiel- und Tanzklubs des Berliner Westens weitberühmt war. — —

Von dem Turm der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche schlug es mit dröhnenden Klängen elf Uhr, als Sibylle im Büro Dr. Hölzels ihre Karte abgab.

Der Bürovorsteher, ein langbeiniger dürrer Mensch mit einem grämlichen, verpickelten Aktengesicht, auf den selbst Sibylles rassige Schönheit anscheinend ohne jeden Eindruck blieb, geleitete sie schweigend aus dem halbdunklen, ungemütlichen Warteraum nach dem Arbeitszimmer des Chefs hinüber und verschwand hier hinter einer geheimnisvoll-drohenden Polstertür.

Im nächsten Augenblick wurde diese stürmisch wieder aufgerissen, und der rundliche Justizrat rollte wie ein Gummiball über die Schwelle; er strahlte über das ganze rotbäckige, wohlgenährte Lebemannsgesicht und schwenkte in der Rechten triumphierend noch seine Serviette.

„Meine liebe, sehr verehrte Frau Baronin!" begrüßte er Sibylle mit einem nicht enden wollenden Kuß auf den Ansatz des Unterarms. „Welch ein Glanz in meiner Hütte. Was verschafft mir das unbeschreibliche Vergnügen dieses Besuches?"

Damit faltete er seine auffallend kleinen Hände über dem stattlichen Bäuchlein und blinzelte durch die blitzenden Gläser seiner riesigen Eulenbrille wohlgefällig zu Sibylle empor.

„Jung und schön wie immer oder vielmehr schöner und jünger denn je zuvor!" stellte er in aufrichtiger Bewunderung fest. „Aber jetzt darf ich Sie wohl erst einmal in mein Speisezimmer entführen. Sie haben mich aus der heiligen Handlung des Frühstücks aufgestört. Eine Sünde, für die es nur eine Sühne gibt, nämlich, daß Sie mir dabei recht ausgiebig Gesellschaft leisten!"

„Die Trauer steht Ihnen übrigens ausgezeichnet!" fuhr er dann mit einem feinschmeckerischen Grinsen fort, als er mit Sibylle am Frühstückstisch saß und ihr bedächtig ein Glas uralten Madeiras einschänkte. „Auch haben Sie sich kaum um eine Linie verändert, seit ich den Vorzug hatte, für Sie die Ehepakten aufzusetzen. Herrgott, was waren Sie damals noch für ein Kind, als der selige Herr Baron ohne viele Vorbereitungen mit Ihnen in meinem Büro erschien und Sie als seine Braut vorstellte. Der Ehekontrakt war nebenbei ein kleines juristisches Meisterwerk. Mit allen Sicherungen, falls Sie infolge verschuldeter oder unverschuldeter Trennung Ihre Lebensbahn wieder einmal zweigleisig anlegen wollten. Höchstwahrscheinlich haben sie ihn damals aber in Ihrem sogenannten Glück gar nicht gelesen!"

Sibylle lächelte.

„Ich entsinne mich jedenfalls nicht mehr auf Einzelheiten, Herr Justizrat. Haben Sie übrigens meinen Mann nicht auch bei der Abfassung seines Testaments beraten?"

Der Anwalt nickte.

„Selbstverständlich! Ihr Herr Gemahl unternahm ja ohne mich keinen wichtigeren geschäftlichen Schritt. Das Testament war übrigens ebenso kurz wie schmerzlos, insofern es Sie zur Universalerbin einsetzte. Sein plötzliches Verschwinden war allerdings rätselhaft, aber, da andere

Erben als Sie nicht in Frage gekommen sind, hat sich ja an der Rechtslage nichts geändert!"

Sibylle nippte nachdenklich an ihrem Glase.

„Was würden Sie sagen, Herr Justizrat, wenn jetzt unvermutet ein weiteres Testament auftauchte?"

In ungläubigem Staunen fuhr der kleine Jurist in die Höhe, seine Gabel klirrte hart auf seinen Teller herab.

„Sie belieben wohl nur zu scherzen, Baronin?"

Mit einem trüben Lächeln schüttelte Sibylle den Kopf.

„Mir ist nach allem anderen wie nach scherzen zumute, Herr Justizrat! Ich bin eigens wegen dieses Testamentes zu Ihnen nach Berlin gekommen!"

„Stellt dieses Testament Ihre Erbansprüche in Frage?" warf der Anwalt kurz ein.

„Ich habe das Dokument bis jetzt noch nicht einsehen können. Jedenfalls wird mir aber in diesem Sinne gedroht!"

„Es handelt sich also um einen Erpressungsversuch?"

„Nennen Sie es meinetwegen so! Man will mich mit diesem Testament zu einem Schritt zwingen, zu dem ich mich nicht entschließen kann!"

Der Justizrat lächelte.

„Zu einer zweiten Heirat?"

„Sie haben es erraten!"

— — —

Ein Schweigen entstand.

Durch die Fenster kam der Lärm der Großstadt in einem dumpfen, verschwommenen Brausen.

Sibylle hatte sich weit in ihren Stuhl zurückgelehnt und sah mit halbgeschlossenen Augen zu der vergoldeten Bronzestatue eines Buddha hinüber, der breitmassig inmitten einer erlesenen Sammlung blattdünnen chinesischen Porzellans auf der schöngeschnitzten Anrichte thronte.

„Ich muß ein wenig weiter ausholen!" nahm sie endlich wieder zögernd das Wort. „Sie, Herr Justizrat, kennen meine Ehe ja von Anfang an. Und Sie haben im Laufe der Zeit auch beobachten können, wie ich mich mit meinem Manne allmählich immer mehr auseinandergelebt habe. In den letzten Jahren bestand zwischen uns überhaupt nur noch ein ganz äußerliches Verhältnis. Jeder ging so ziemlich seine eigenen Wege und nahm stillschweigend an, daß dies auch dem anderen Teil recht sein werde. Bis es dann bei meinem Gatten ganz unerwartet zu einer Explosion, zu einem Temperamentsausbruch kam, den ich ihm niemals zugetraut hätte.

Erlassen Sie mir späte Geständnisse, die heute ja auch gegenstandslos geworden sind. Um es kurz zu machen: mein Mann, der mir in seinem ganzen Wesen schon seit Wochen seltsam verändert erschienen war, glaubte eines Tages den Beweis einer — sagen wir Eheirrung meinerseits — in Händen zu haben.

„Ich saß nach dem noch in allem Frieden mit ihm eingenommenen Nachmittagstee ahnungslos am Schreibtisch meines kleinen Salons.

Auf einmal stand er, wie aus dem Boden gewachsen, wieder vor mir; leichenblaß, mit blutunterlaufenen Augen.

Die Stimme versagte ihm fast, als er mir einen Brief entgegenhielt und mir befahl, auf der Stelle für immer sein Haus zu verlassen.

Was weiter geschah, ist mir selbst nicht mehr ganz klar.

Der sonst so ruhige, beherrschte Mann fiel plötzlich wie ein Wahnsinniger über mich her. Er packte mich am Halse mit einem entsetzlichen würgenden Griffe, zwang mich gewaltsam in die Knie.

Schon fühlte ich, wie mir die Sinne vergingen und ich langsam in einen schwarzen Nebel versank.

Da gab mir die Todesangst noch im letzten Augenblick Riesenkräfte.

Wie durch ein Wunder war ich auf einmal wieder frei, stand im Speisesaal, jagte die Treppe hinab, aus dem Schloß, in den Park.

Verkroch mich wie ein verwundetes Tier irgendwo im Gebüsch.

Am anderen Morgen entdeckte mich meine kleine Zofe völlig erschöpft auf einer Bank im holländischen Garten.

Zur gleichen Zeit, da mein Gatte tot im Walde aufgefunden wurde!"

— — —

Mit einer müden Bewegung strich sie sich über die Stirn und barg ihr Gesicht in beiden Händen.

So saß sie lange, ganz der Erinnerung an den grausigen Zusammenstoß hingegeben, die auf einmal wieder wie eine sengende Flamme aus dem Heimlichsten ihres Herzens in ihr aufgewallt war.

„Das ist der Tatbestand des verhängnisvollen Abends!" sagte sie dann, wie aus einem Traum erwachend. „Jetzt werden Sie auch verstehen, warum ich Ihnen gegenüber immer an der Annahme eines Selbstmordes bei meinem Gatten festgehalten habe. Ich sah von jeher eine gerade Linie geistiger Umnachtung, die von jenem Auftritt bis zu seinem jähen Tode führte. Und darum bin ich auch davon überzeugt, daß das bewußte Testament, wenn es, wie behauptet wird, wirklich noch am gleichen Abend abgefaßt sein sollte, mit in diesen geistigen Zusammenbruch hineingehört!"

„Da haben Sie allerdings recht, Frau Baronin! Nun erscheint auch mir der Tod Ihres Herrn Gemahls in einem wesentlich anderen Lichte. Und ich zweifle nicht, daß sich ein ärztlicher Gutachter finden wird, der die Zurechnungsfähigkeit des Erblassers verneint.

Bedenken Sie aber folgendes:

Es existiert für jene kritischen Stunden kein anderer Zeuge als Sie.

Sie sind die einzige, die den Toten belastet, und zwar in ihrem eigensten Interesse belastet, während seine geistige Gesundheit bis zuletzt niemals in Zweifel gestanden hat.

Kommt es zum Prozeß um die Erbschaft, so wird die Gegenpartei dies Moment zweifellos zum Mittelpunkt ihrer ganzen Stellung machen. Und ich bin davon überzeugt, daß sie bei dem Sensationsbedürfnis der großen Masse damit sofort die gesamte öffentliche Meinung, vielleicht auch die der Richter auf ihrer Seite haben wird.

Darf ich mir übrigens die Frage erlauben, wer gegebenenfalls als Ihr Prozeßgegner in Betracht kommen würde?"

Sibylle dachte einen Augenblick nach.

„Darüber möchte ich mich vorläufig noch nicht auslassen."

Der Justizrat zog ein bedauerndes Gesicht.

„Das tut mir aufrichtig leid, Frau Baronin, denn ich hätte gern ganz klar gesehen. Was Sie mir soeben anvertraut haben, kommt mir im übrigen so überraschend, daß ich vorläufig noch keine endgültige Stellung dazu nehmen möchte. Nur das eine kann ich Ihnen schon heute sagen, daß unter allen Umständen ein Prozeß wie überhaupt irgendeine öffentliche Behandlung der ganzen Angelegenheit vermieden werden muß. Und da erscheint mir, soweit ich die Sachlage wenigstens bis jetzt übersehe, die Ihnen angesonnene Ehe als die einfachste Lösung des ganzen Problems. Ist damit das Testament erst in Ihrem Besitz, so werden Sie sicherlich selbst am besten wissen, was mit ihm weiter zu geschehen hat. Sind Sie dann wieder frei und Herrin Ihrer Handlungen, so bleibt Ihnen ja doch noch immer der Rückzug auf eine Scheidung, für die sich Ihr alter Freund Dr. Hölzel schon heute vielmals empfohlen hält."

Sibylle lächelte schwach.

„Ich fürchte sehr, daß gerade diese Lösung für mich unmöglich sein wird."

Der Justizrat blies nachdenklich einen kunstvollen Rauchring über das blinkende Kristall der kleinen Tafel.

„Bedenken Sie, was für Sie auf dem Spiele steht. Und dann wüßte ich auch nicht, was einer schönen Frau, zumal einer Frau von Ihrer Intelligenz und Entschlossenheit, unmöglich sein sollte."

(Fortsetzung folgt.)

Jimmy Ward.

Von Peter Prior.

(Nachdruck verboten.)

Jimmy Ward, ein Dreikäsehoch von zehn Jahren, der nie eine Stunde Schule besucht hatte, der stahl wie ein Rabe und sonst mit Streichhölzern handelte oder bettelte, hatte trotzdem nur einen Feind, das war der Policeman Jack Miller von der 157. Station in Neuyork.

Jimmy Ward konnte man eigentlich bedauern. Von seinem Vater erzählte man, er sei in Sing-Sing, dem Zuchthause, gestorben, seine Mutter liebte den Whisky über alles und starb am Delirium. Als Jimmy Ward eines schönen Tages vom Bettel nach Hause kam, war die Mutter tot.

Aber Jimmy Ward war damals, kaum neun Jahre alt, schon klug. Er drückte der Mutter die kalte Hand, kaufte bei der alten Marianne einen schönen Blumenstrauß, legte ihn der toten Mutter auf die Brust, schnürte seine paar Lumpen in ein Bündel und machte sich selbständig. Er schlief bald da, bald dort, im Sommer zumeist im Zentralpark, im Winter in Asylen, und hatte immer ein bißchen Geld in der Tasche und träumte, einmal ein Geschäftsmann zu werden, mindestens so wie Wanamakers oder ein großer — Einbrecher!

Aber er stahl wie ein Rabe, und deswegen konnte ihn der Polizist Jack Miller, sonst ein Kinderfreund, nicht

leiden. Dreimal war ihm der Bengel, den er zu gerne ins Arbeitshaus oder Erziehungshaus gebracht hätte, schon ausgerissen und zumeist in Situationen, die die vielen Zuschauer höchlichst belustigten. Jimmy war nicht zu fassen.

Eines Nachts aber, im strömenden Regen, erwischte Jack Miller den Jimmy doch, als er gerade von einem Zeitungsstand einen halben Dollar kunstgerecht wegstibitzte. „Mein kleiner, lieber Junge!" sagte Jack Miller zu Jimmy. „Nun gehen wir auf die Wache und von dort zum ehrenwerten Richter Strongfield, und dieser nette Mann wird dich schon unterbringen dort, wo du viel zu essen, aber auch, wenn du nicht guttust, sehr viel Prügel bekommst. Solche Burschen, wie dich, können wir in den Streets nicht brauchen." Und hielt Jimmy fest am Arme, so fest, daß dieser nicht ausreißen konnte und laut weinend mitlief.

Aber als die beiden an der Ecke der 75. Straße und der 8. Avenue angekommen waren, da kam ein bleiches Weib hinter ihnen hergehastet. „Halloh! Meine Frau!" rief Jack der Polizist. „Was ist los?"

„Der Junge, Jackl, der Junge! Er liegt im Fieber und bekommt keine Luft. Er stirbt, sag ich dir!"

„Verdammt!" rief Jack Miller, und es lief ihm eiskalt den Rücken hinunter. Sein einziges Kind! Aber hier hatte er Jimmy am Wickel, und den durfte er nicht loslassen. „Du kommst mit!" schrie er den Jungen an, der bald ihn, bald die Frau mit offenen Augen anstarrte.

Und sie liefen alle drei im Trab nach der Wohnung des Polizisten, wo in der Schlafstube der zehnjährige Junge Millers, Fred, im Bette lag und stöhnte.

„Schnell zum Arzt!" rief Jack, der Polizist, und setzte sich neben sein Kind. In der Rechten hielt er die fiebernde Hand seines Kindes, mit der anderen Hand hielt er die Hand Jimmys umklammert, der mit der freien Hand eine Brotkruste aus der Tasche holte und sein Abendbrot speiste.

Aber nach einer Viertelstunde kam die Frau atemlos zurück, sie hatte keinen Arzt gefunden.

„Laßt mich gehen!" rief der kleine Gefangene. „Ich hol' Euch einen feinen deutschen Arzt, der hat mich schon umsonst kuriert, als ich mir einen Finger verstauchte."

„Wohl beim Stehlen?" knurrte Miller. Aber die Frau sagte: „Laß' ihn gehen!" und Jack ließ Jimmy laufen und bat ihn, einen Arzt herbeizuholen, aber wenn er ein ehrlicher Spitzbube sei, wiederzukommen.

Und Jimmy wußte Bescheid. Drei Straßen weiter wohnte Mr. Meier, der studierte immer nachts noch bis 1 und 2 Uhr über dicken Büchern. Der wird kommen. Und er schellte bei Meiers an, daß es durch die ganze Straße tönte. „Was ist los?" schrie Meier beim Fenster heraus. „Krankes Kind, Mister!" flehte Jimmy. „Seid so gut und kommt mit. Hier ein halber Dollar extra." Und Jimmy hielt dem Arzt seinen gemausten halben Dollar hinauf.

Und Meier ging mit Jimmy zu Millers, wo mittlerweile Jack, der Polizist, ebenfalls von einem erfolglosen Gang nach einem Arzt zurückgekehrt war. Aber Jimmy ging mit hinauf, riß nicht aus, wie Jack vermutet hatte.

Es war zu spät gewesen. Frühmorgens, als die Sonne blutrot über dem River aufging, starb das Kind des Polizisten an Diphteritis.

Der große, starke Polizist war hilflos wie ein Kind, und die Frau weinte und schrie fortwährend. Da lief Jimmy, der Gefangene, dorthin und dahin, ja, er machte ein wenig Essen zurecht, er trug selbst den kleinen Sarg mit, als sie ihn brachten, und der kleine Junge des Polizisten verschwand unter den Blumen, die Jimmy heranschaffte und die er alle gestohlen hatte.

„Lauf zu!" sagte nach dem Begräbnis Jack Miller zu Jimmy. „Und hier hast du fünf Dollar." Aber Jimmy nahm die fünf Dollar nicht!

Eines Tages aber fing Jack der Polizist den Jimmy wieder und fragte ihn: „Willst du bei uns bleiben? S' ist verdammt still bei uns geworden. Kannst was lernen und ein anständiger Mensch werden."

So schnell war Jimmy noch niemals ausgerissen wie in diesem Augenblick.

Im Pullman-Expreß.

Man braucht sich nicht, wie so viele europäische Besucher dieses Landes, von der glänzenden materiellen Außenseite der amerikanischen Kultur verblüffen lassen, man kann sogar der geistigen Rückständigkeit der amerikanischen Nation bewußt sein, über die das verfeinerte Genußleben so manchen eilfertigen Reisenden hinwegtäuscht, und wird doch gern zugeben, daß die neue Welt in den technischen Errungenschaften, die der Bequemlichkeit und dem Luxus dienen, dem alten Europa vielfach überlegen ist. Diese Überlegenheit tritt vor allem überall dort zutage, wo der Konkurrenzkampf einen besonderen Aufwand an Mühe und Kosten verlangt und sich dieser Aufwand gut verzinst. Das gilt von Theatern, Hotels, Wolkenkratzern, Warenhäusern und Verkehrseinrichtungen, insbesondere den vielgerühmten amerikanischen Eisenbahnen.

Der Eisenbahnverkehr liegt hierzulande in den Händen zahlreicher privaten Gesellschaften von sehr unterschiedlicher Leistungsfähigkeit. Es läßt sich daher nicht ohne weiteres sagen, daß die amerikanischen Bahnen den europäischen und vor allem den deutschen Bahnen durchaus überlegen seien. Im Lokalverkehr, d. h. über kurze Strecken, reist man in Deutschland zweifellos bequemer als in den Vereinigten Staaten. Im Fernverkehr dagegen, bei dem es ja hier in Amerika viel gewaltigere Strecken zu überwinden gilt als in Europa, stellt der amerikanische Expreß- und Luxuszug einen bisher in anderen Ländern noch nicht erreichten Höhepunkt technischer Vollkommenheit dar. Hauptsächlich sind es die berühmten Pullman-Wagen mit ihrer zweckmäßigen und luxuriösen Ausstattung, die das Reisen auf amerikanischen Bahnen angenehm und bequem machen. Die Pullman-Gesellschaft in Chicago baut und betreibt auf eigene Rechnung alle Luxuswagen, einschließlich der Schlafwagen und der Speisewagen, die im amerikanischen Eisenbahnverkehr Verwendung finden. Das Recht ihrer Benutzung muß jedoch seitens der Reisenden durch eine besondere Zuschlagszahlung erworben werden.

Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß das angebliche Einklassensystem der amerikanischen Bahnen, das von patriotischen Amerikanern häufig als eines der höchsten Güter der Nation gerühmt wird, nichts weiter als eine fromme Legende ist. In Wirklichkeit haben die amerikanischen Eisenbahngesellschaften ein Multiklassensystem ausgearbeitet, das sich in einer endlosen Skala der auch anderswo unrühmlichst bekannten Fahrpreiszuschläge ausdrückt. Derartige Zuschläge werden für fast alle Schnellzüge erhoben, und sind so gestaffelt, daß der Fahrpreis etwa im umgekehrten Quadrat der Fahrzeit zeigt. Die transkontinentalen Blitzzüge stellen also sozusagen die Summe aller möglichen Zuschläge dar. Dafür bekommt man auf diesen Renommierzügen jede Stunde Verspätung mit einem Dollar vergütet.

Fast alle amerikanischen Schnellzüge führen neben den gewöhnlichen Passagierwagen, in denen man auf quergestellten Bänken eng zusammengedrängt sitzt, ein paar Pullmanwagen. Die Expreß- und Luxuszüge bestehen ausschließlich aus Pullmanwagen. Die Zuschläge, die man für die Benutzung eines Pullman bezahlt, richten sich teils nach der Fahrstrecke, und teils nach den Ansprüchen, die man stellt. Will man sich in einem der luftigen und sauberen Salonwagen lediglich einen bequemen und drehbaren Polstersessel reservieren, so zahlt man für eine Strecke von etwa 200 Kilometern rund fünf Goldmark. Beansprucht man jedoch einen abgeschlossenen Raum mit zwei Sesseln und einem Sofa, einem verstellbaren Tisch, einem elektrischen Fächer und einem Waschbecken mit laufendem Wasser, dann muß man drei Fahrkarten lösen und außerdem einen Zuschlag von 20 Goldmark bezahlen. Ganz vornehme Leute können auch einen ganzen Pullmanwagen mit Schlafzimmer, Speisezimmer, Wohnzimmer und Bad mieten. Das kostet aber auch schon ein kleines Vermögen.

Die Annehmlichkeiten einer Fahrt im Pullman sind mit dem verhältnismäßig geringen Zuschlag nicht zu hoch bezahlt. Ein nicht zu unterschätzender Vorzug liegt schon darin, daß man einen Sitz im Salonwagen mehrere Tage vor Antritt der Reise belegen kann. Man begibt sich infolgedessen am Tage der Abreise im erhebenden Gefühl des sicheren Besitzes einer Platzkarte nach dem Bahnhof. An der Tür des Salonwagens empfängt uns der pechkohlrabenschwarze „Porter", nimmt unser Handgepäck in Empfang und geleitet uns zu unserem Platz. Der ganze Wagen ist mit Teppichen ausgelegt und blitzsauber. Über der Kopflehne unseres Sessels liegt ein reingewaschenes Tuch, vor den offenen Fenstern sind feinmaschige Drahtgeflechte angebracht, die weder Ruß noch Staub durchlassen. Man sitzt unter manierlichen und gutgekleideten Menschen und wenn man will, kann man die Füße von sich strecken und in dem bequemen Polstersessel ein kleines Nickerchen machen.

Zur Essenszeit läßt man sich seine Mahlzeit entweder im Salonwagen servieren oder man begibt sich nach dem Speisewagen. Der Pullman-Speisewagen unterscheidet sich sehr vorteilhaft von seinem europäischen Gegenstück. Während nämlich der Speisewagenbetrieb auf europäischen Bahnen meist nur wie ein Notbehelf anmutet, trägt der Speisewagen des amerikanischen Luxuszuges ganz den Charakter eines erstklassigen Restaurants. Die Tische sind weiß gedeckt, und zwar für jeden Gast ein frisches Tischtuch aufgelegt. Das Besteck ist aus schwerem Silber. Sechs schwarze Kellner und ein weißer Oberkellner stehen zur Bedienung der 36 Gäste bereit, die der Raum faßt. Die Speisekarte ist sehr reichhaltig, die Küche gut und die Preise sind die eines besseren Newyorker Restaurants. Der größte Vorzug des

amerikanischen vor dem europäischen Speisewagen besteht jedoch darin, daß keine Table d'hote serviert wird und jeder sich nach der Karte bestellen kann, wonach ihn gerade gelüstet!

Außer dem Speisewagen und dem Salonwagen hat der Pullman-Expreß aber auch noch andere Vorzüge vor dem europäischen Luxuszug voraus. So führen die schnellsten, vornehmsten und natürlich auch teuersten amerikanischen Expreßzüge eine Bibliothek, eine Tippmamsell, einen Barbier, einen Frisier- und Rasier-Salon, einen Aussichtswagen und sogar einen Fernsprecher an Bord, der allerdings nur während des Aufenthalts auf den Endstationen benützt werden kann. Natürlich läßt es sich in einem derartigen „rollenden Hotel" ganz famos leben, wenn sich auch die Begriffe Luxus und Bequemlichkeit nicht immer decken. Der Aussichtswagen zum Beispiel befindet sich am Ende des Zuges und führt diesen Namen, weil seine hintere Plattform in eine Art Terrasse verwandelt ist, die einem halben Dutzend Persnen Gelegenheit bietet, im Freien zu sitzen und die Gegend zu bewundern. Der Aufenthalt auf dieser Aussichtsterasse wird einem aber durch den aufgewirbelten Staub und das ohrenbetäubende Rattern der Räder einigermaßen verleidet. Das Innere des Aussichtswagens ist als Lesezimmer eingerichtet, aber der letzte Wagen eines im 100-Kilometer-Tempo dahinrasenden Blitzzuges läßt zweifellos die Stabilität vermissen, die man zu einer beschaulichen Lektüre benötigt.

Sozusagen die Achillesferse eines Pullman-Expreßzuges bildet der Schlafwagen. Der Pullman-Schlafwagen ist ein Patentmöbel, das durch sinnreiche und komplizierte technische Vorrichtungen einem doppelten Zweck dienstbar gemacht werden kann. Während des Tages ist er ein typischer Salonwagen mit quergestellten grüngepolsterten Sitzbänken. Am Abend aber zaubert der Neger, dem die Fürsorge für die Fahrgäste dieses Wagens obliegt, aus den Wänden, dem Fußboden und der Decke komplizierte Gestelle, Gußstahlträger, und ehe man sich dessen versieht, ist der ganze Raum in einen Schlafsaal verwandelt. An jeder Längsseite sind 24 Betten angebracht, immer zwei übereinander. Die Kojen sind lediglich durch schwere Vorhänge vor neugierigen Blicken geschützt und zwischen den Bettreihen ist eine enge Passage freigelassen. In die oberen Betten gelangt man vermittelst einer Leiter, die von dem diestbaren Geist im Bedarfsfalle angestellt wird.

Die beim Bau dieser Schlafwagen geübte Raumökonomie mag vom technischen Standpunkt aus bewundernswert und für die Eisenbahngesellschaft sehr vorteilhaft sein, für den ästhetisch empfindenden Reisenden bildet sie jedenfalls eine Quelle peinlichen Unbehagens. Zunächst einmal ist man, wenn man sich abends zur Ruhe begeben will, gezwungen, sich in breitester Öffentlichkeit zu entkleiden, soweit es der Austand irgendwie erlaubt. Sodann schlünft oder klettert man in die enge Koje und entkleidet sich dort in horizontaler Lage der restlichen Kleidungsstücke, was eine gewiß akrobatische Geschicklichkeit voraussetzt. Das Bett ist durch den schweren Vorhang von jeder Luftzufuhr abgeschlossen. Das Schlimmste steht einem aber am nächsten Morgen bevor. Da gilt es zunächst, sich in der engen Koje liegend wieder notdürftig anzukleiden. Ist man soweit, daß man, ohne erröten zu müssen, vor den Blicken der mitreisenden Damen bestehen kann, so nimmt man den Rest der Kleidungsstücke unter den Arm und marschiert mit tunlichster Eile durch die ganze Länge des Wagens nach dem gemeinsamen Waschraum, wo bereits ein Dutzend Leidensgenossen sich drängeln und auf di e Gelegenheit warten, an einem der drei Waschbecken die Morgentoilette zu vervollständigen. Kommt man endlich an die Reihe, dann säubert man zunächst mit einem reinen Handtuch eines der Wassergläser, die zum Zweck des Zähneputzens bereitstehen, reinigt gleichermaßen das Waschbecken und geht dann an die Arbeit. Es ist nicht jedermanns Sache, sich vor einem Dutzend Zeugen zu waschen und anzukleiden und ein sensibler Mensch mag sein seelisches Gleichgewicht erst wiederfinden, wenn er eine halbe Stunde später im Speisewagen vor dem schneeweiß gedeckten Tisch sitzt, den vorzüglichen Morgenkaffee schlürft und behaglich eine der Morgenzeitungen entfaltet, mit denen sich der fürsorgliche Kellner auf der letzten Station eingedeckt hat.

Sechs Kinder in einem Jahre.

Der unübertroffene Rekord an Kinderzahl dürfte wohl von einem schottischen Weber im 17. Jahrhundert aufgestellt worden sein, der von einer einzigen Frau 62 Kinder hatte, und als er starb, von 46 Kindern betrauert wurde. Aber stattliche Leistungen in dieser Hinsicht kommen doch auch noch heute vor, wie die Zusammenstellungen einer englischen Wochenschrift zeigen. Der kinderreichste Mann der Gegenwart dürfte ein Kanadier namens Levi Braskow sein, der 41 Kinder sein eigen nennt. Seine erste Frau schenkte ihm 6, seine zweite Frau zwei Dutzend und die dritte fügte noch 11 Kinder hinzu. Mit 69 Jahren besitzt Braskaw 39 verheiratete Söhne und Töchter, und die Zahl seiner lebenden Nachkommen übersteigt 200. Andere solcher kinderreichen Ehen sind die von Anthony Clark in Clerkenwall in England, der 32 Kinder hat, von Mary Jonas aus Chester, die die englische Volksziffer um 33 Se[illegible] vermehrte, und von Emma Hare, die 27 Kinder nährte. Auf der Insel Ely meldeten vor einiger Zeit an einem Tage drei Väter Neugeborene an, von denen der eine Vater 20, der zweite bereits 18 und der dritte bereits 16 Kinder hatte. Die drei Familien besaßen mit den Neuankömmlingen zusammen 57 Kinder. Aber noch erstaunlicher als die Zahl ist bisweilen die Schnelligkeit, mit der der Familienzuwachs vor sich geht. In Antwerpen brachte im Jahre 1923 eine Mme. Carlier 6 Kinder zur Welt, und zwar im Januar Drillinge und im Dezember desselben Jahres wieder Drillinge. Bei einer Scheidungsklage in Chicago im Jahre 1920 gab die Klägerin Josephine Ormsby an, sie wäre erst sieben Jahre verheiratet und hätte in dieser Zeit einmal Drillinge, zweimal Zwillinge, drei einzelne Kinder und einmal Vierlinge gehabt, im Durchschnitt also zwei Kinder im Jahr. Als Ursula Lightfoot aus Ayton in Yorkshire in ihrem 94. Jahre starb, hinterließ sie neun Kinder, 79 Enkel, 73 Urenkel und 2 Ururenkel. Eine Frau Shiver in Süd-Georgia verbrachte ihre letzten Jahre bei ihren verschiedenen Nachkommen, deren sie 310 aus vier Generationen besaß, und Sarah Ann Woolf von Utah hinterließ, als sie mit 91 Jahren starb, 303 lebende Nachkommen, darunter 189 Urenkel und 23 Ururenkel. Aber alle diese Rekorde werden von 6 Brüdern und Schwestern übertroffen, die die Kinder eines Farmers Webb in Kentucky waren; sie hatten zusammen 1651 lebende Nachkommen. Der älteste Bruder Jason besaß 440 lebende Nachkommen, der zweite 402, dann folgten 3 Schwestern mit je 230, 208 und 201 Nachkommen; die Liste endet mit dem jüngsten Bruder, der nur 166 Nachkommen aufwies. Ein höchst merkwürdiger Fall ist auch der eines Pariser Bürgers Gourdon, der im vergangenen August mit 101 Jahren starb. Sein Vater war 1731 geboren, heiratete 1752 ,hatte 1753 einen Sohn, der im selben Jahre starb, heiratete 1820 noch einmal und wurde im Alter von 91 Jahren der Vater eines zweiten Knaben, eben jenes Gourdon, der am Ende seines langen Lebens sagen konnte: „Mein Bruder starb vor 171 Jahren."

Bunte Chronik

* **Sommer im nördlichen Eismeer.** Wie die „Times" aus Oslo berichten, herrschen bei Spitzbergen ganz ungewöhnliche Eisverhältnisse. Die Insel sei frei von Eis, die Fjords wären offen. Es wird berichtet, daß eine norwegische Expedition im Begriff wäre, nach der Bäreninsel zu gehen, was niemals zuvor mitten im Winter versucht worden wäre. Eine Erklärung für diese Erscheinung sieht man in einer Zunahme der Temperatur des Golfstromes in den letzten Jahren. Nach den Beobachtungen Dr. Nansens ist die Temperatur des Golfstromes vergleichsweise um drei bis vier Grad Fahrenheit höher als vor zwölf bis fünfzehn Jahren, und infolgedessen wäre eine allgemeine Besserung der Schiffahrtsverhältnisse festzustellen.

*

* **177 000 Verhaftungen, 7000 Jahre Gefängnis, 8½ Millionen Rezepte!** Der „Prohibition Agent" der Vereinigten Staaten von Amerika. d. h. derjenige Mann, der die Befolgung des Antialkoholgesetzes zu überwachen hat, hat seine Arbeitsleistungen in den verflossenen drei Jahren zusammengezählt. Und er ist dabei auf ganz respektable Zahlen gekommen: 7000 Jahre Gefängnis sind von ihm für die Übertreter des Gesetzes erwirkt worden; 177 000 Verhaftungen sind vorgenommen worden, und 18 Millionen Dollar Geldstrafen sind verhängt worden. Außerdem hat er 160 Millionen Liter alkoholischer Getränke beschlagnahmt und — „schade!" wird da mancher ausrufen — vernichtet. Noch eine hübsche Zahl ist aber zu erwähnen: die Neuyorker Ärzte haben in einem einzigen Jahr nicht weniger als 8½ Millionen Rezepte ausgestellt, in denen bescheinigt wird, daß der Inhaber des Rezeptes den Alkohol zur Erhaltung seiner Gesundheit und zur Fristung seines Lebens braucht. Da Neuyork etwa 5 Millionen Einwohner hat, ist, wenn man die Kinder abrechnet, fast jeder Neuyorker im Besitz eines solchen Rezeptes.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.